Neid Anderer zuziehen, und doch sollte man nicht vergessen, daß sie nur einen gerechten, ja einen bescheidenen Entgelt für große Opfer bilden. Von keinem anderen Stande wird von Amts wegen verlangt, daß er sein Leben herzugeben jederzeit bereit sein soll.

Der treffliche Decken hat sich über das Verhältniß des Officier-Corps im Staate schon vor achtzig Jahren sehr klar ausgesprochen.

„Der Egoismus hat sich von einzelnen Menschen auf ganze Stände übertragen," sagt er. „Ein Stand schätzt den andern nur nach dem Verhältnisse der Vortheile, die er von ihm ziehen kann, aber insofern er eine Aehnlichkeit in der Form und ein unmittelbares gemeinschaftliches Streben zu einem und dem nämlichen Ziele wahrnimmt. Der Regent in einem monarchischen Staate begünstigt den Adel, weil er auf dessen nähere Unterstützung rechnen kann. In einem handelnden Staate ist der Kaufmann vorzüglich geachtet, und dieser hält die Schifffahrt, nächst den seinigen, für die ehrenvollste Beschäftigung. Persönliches Interesse, nach den verschiedenen Bedürfnissen zugeschnitten, ist der Maßstab, nach welchem die Geschäfte und die Bestimmungen eines Standes in den Augen der andern einen Werth behalten.

„Der Gelehrte haßt das Kriegswesen, weil die Musen unter dem Getöse der Waffen entfliehen. Der Staatsmann erschrickt, wenn er die großen Kosten, die der Militärstand veranlaßt, überrechnet. Die Civil-Obrigkeit ist auf den Theil der Macht, den sie den Militär-Obern abtreten muß, eifersüchtig und behandelt die Soldaten oft als Bürger, die zu einem andern Staate gehören. Der Moralist ärgert sich über die lustige Lebensart der Officiere, während der Stutzer ihm die schöne Kleidung und den Degen beneidet: und der Landmann kann es dem Soldaten nicht verzeihen, daß er seine Söhne und Knechte anwirbt.

„Ist aber Jemand erst einmal so unglücklich gewesen, unser Mißfallen auf sich zu ziehen, so sind wir gemeiniglich sehr geneigt, alle Fehler, selbst die kleinsten, die vorher nicht unsere Aufmerksamkeit erregt hätten, zu bemerken und dagegen seine Verdienste gänzlich zu übersehen. Haben wir erst einmal eine Abneigung gegen einen Stand gefaßt, so ist jede Veranlassung, die uns in diesem Gefühle bestärkt, als hinzukommendes Gewässer anzusehen, wodurch der Bach endlich zu einem unermeßlichen Strome anschwillt.

„Wenn sich nun vollends während eines langen Friedens das Andenken an die geleisteten Dienste verliert, und keine Aussicht zum Kriege ist, so werden die Bürger immer mehr und mehr auf die Beschwerden, die mit der Unterhaltung einer Armee verbunden sind, aufmerksam und suchen sich von der Unnützlichkeit dieser Einrichtung zu überzeugen, wozu es auch nicht an vielen anscheinenden Beweisen mangelt."

Die heutige Zeit ist, wenigstens in Deutschland, für den Officierstand eine in dieser Hinsicht günstige. Große glückliche Kriege haben sein Ansehen gehoben, die Mißgunst der andern gemildert. Aber es werden auch einmal Zeiten langen Friedens kommen, in denen es wieder nothwendig sein kann, daran zu erinnern, daß äußere Bevorzugungen dem Soldaten-, zumal dem Officierstande ohne Schaden gewährt werden dürfen, ja sogar großen Nutzen bringen. Ein in seiner sozialen Position gedrücktes Officier-Corps kann treffliche, friedfertige und fleißige Bürger liefern, aber es wird arm an unternehmungslustigen und kühnen Soldaten sein. Ohne gesellschaftliche Vorrechte müßte der Stand nothwendigerweise bald auf ein sehr unscheinbares Niveau herabsinken; denn im bürgerlichen Leben regelt im Wesentlichen der Besitz die Abstufungen, und unsere Officiere sind—Gott sei's gedankt—der großen Mehrzahl nach noch arm wie die Kirchenmäuse.

Dem Officier soll ferner bis in ein verhältnißmäßig hohes Alter hinein jugendliche Frische eigen bleiben. Sein Amt ist es, im Kriege auf unsichere Chancen hin Wohl und Wehe, Leben und Ruf zu wagen. Dazu gehört neben den militärischen Eigenschaften ein leichter Sinn, der gern hofft und die Dinge nicht allzu tragisch nimmt. Den aber wird sich schwerlich erhalten, wer in einem langen Leben von Mühe und Sorgen schon gebeugt worden ist. Dem Officier eine sorgenfreie Existenz zu schaffen —nicht mehr—erscheint als eine Pflicht, die der Staat im eigenen Interesse üben muß. Mit Officieren, welche sich im Verborgenen kümmerlich durchschlagen und dem Augenblick entgegensehen, wo sie, der Last eines glänzenden Elends ledig, von mäßiger Pension in irgend einem stillen Winkel leben können, ist dem Heere und dem Vaterlande nicht gedient.

Woher sollte diesen Leuten der frische und muthige Trieb kommen der dem Führer im Streite unerläßlich ist! Auch die Erhaltung körperlicher Rüstigkeit kommt in Betracht. Es heißt nicht wenig von einem Manne und Familienvater von fünfzig bis sechszig Jahren verlangen, wenn man ihm zumuthet, an der Spitze seiner über Hecken und Gräben hinwegbrausenden Schwadronen, die Gewehre des Feindes vor sich, ohne Besinnen dahinzustürmen. Man stelle diese Forderung einmal an unsere wohlbeleibten Kaufherrn, behäbig situirten Besitzer, Fabrikanten und Rentiers von gleichem Alter, und man wird wenige finden, welche dieselbe nicht als eine Ihren Jahren durchaus unangemessene Tollheit zurückweisen möchten.

Gewährt das Vaterland seinem Officierstande eine angesehene und auskömmliche Stellung, so erfüllt es ein Gebot der Klugheit und Selbsterhaltung. Von der Thatkraft und Tüchtigkeit dieses Standes hängt mehr als von der eines andern ab, nämlich die Ehre und Freiheit eines ganzes Volks.

Wichtigkeit für alle großen europäischen Heere gewinnt in der Gegenwart auch die Klasse der Offiziere des Beurlaubtenstandes, welche ihren bürgerlichen Beruf nur verlassen, wenn der Krieg sie zu den Fahnen ruft, oder Uebungszwecke ihre Thätigkeit erfordern. Der Name ist in den einzelnen Armeen verschieden, das Wesen der Sache das nämliche.

Kein Staat ist reich genug, um im Frieden ein Linien-Offizierkorps zu unterhalten, welches so zahlreich ist, daß es im Kriege für die ganze, durch die Mobilmachung um das dreifache und mehr vergrößerte Armee genügt. In Deutschland würde sich noch die Schwierigkeit herausstellen, daß die Grenzen der Stände und Berufsklassen überschritten werden müßten, welche geeignet sind, den Ersatz für unser Offizierkorps zu liefern.

Nicht einmal die eigentliche Feldarmee kann ganz mit Linien-Offizieren besetzt werden. Die Bildung vieler im mobilen Verhältniß nothwendig werdender neuer Stäbe absorbirt ausschließlich wirkliche Berufsofficiere. Es ist nicht zu vermeiden, daß schon nach den ersten blutigen Schlachten viele Compagnien der Linie sich in den Händen von Reserve-Officieren befinden. Am Ende des Krieges 1870–71 gelangten sogar Vicefeldwebel mehrfach zur Führung der Compagnien. Schon im Dezember 1870 war eine der baierischen Infanterie-Divisionen durch die großen Verluste so reduzirt, daß sie in der Front nur noch einen einzigen Hauptmann der Linie besaß. Unwillkürlich fragt man sich, was daraus geworden wäre, wenn der Krieg sich noch über ein oder zwei Jahre weiter hingeschleppt hätte? Die Ueberzeugung drängt sich auf, daß bei ähnlichen Verhältnissen in der Zukunft ein Moment eintreten muß, in welchem fast nur noch die höhere Führung in Händen der Berufsofficiere liegt, die niedere aber im Allgemeinen an Reserve- und Landwehrofficiere übergegangen ist.

Nun kann aber im Verlaufe eines großen Krieges sehr wohl die Nothwendigkeit eintreten, neue Truppenkörper aufzustellen, um Verluste zu ersetzen oder ein Uebergewicht des Gegners an Zahl auszugleichen. Der Vorrath an Linien-Officieren wird in Zeiten solcher äußersten Anstrengungen längst erschöpft sein. Nur der Beurlaubtenstand vermag noch die Führer zu stellen. Von seiner Brauchbarkeit hängt dann der Erfolg ab; denn nur wer noch tüchtige Führer hat, findet auch gute Soldaten.

Die Wichtigkeit des Instituts unterliegt also keinem Zweifel. Doch ist es auch nothwendig, die Ueberzeugung davon allgemein zu verbreiten.

Nicht Jedermann hat Neigung und Anlage, im Frieden Berufsofficier zu werden. Jeder tüchtige Mann, der der guten Gesellschaft angehört, sollte es aber als Pflicht auffassen, sich so vorzubereiten, daß er, wenn es nöthig wird, als vollgiltiger Ersatz für die mangelnden Berufsofficiere eintreten kann. Im Kriege gestalten sich alle dienstlichen Verhältnisse einfacher. Die Obliegenheiten des Feldofficiers vermag bis auf wenige Ausnahmen sicherlich jeder Gebildete, der noch gesund und kräftig ist, auszufüllen, sobald er den festen Willen dazu hat. Dieser wird vorhanden sein, wenn die Bedeutung der Sache richtig erkannt ist. Die Erlangung der Officierschargc im Beurlaubtenstande darf nicht als ein Akt aufgefaßt werden, welcher honoris causa geschehen müsse. Die praktische Wichtigkeit des Schrittes und auch der ideale Gehalt verdienen in den Vordergrund gestellt zu werden.

Es möchte wie eine Ungerechtigkeit erscheinen, wenn wir für Unteroffiziere und Soldaten nicht gleiche Vorrechte und Fürsorge verlangen, wie für den Offizier. Aber es ergiebt sich ein wesentlicher Unterschied daraus, daß sie nur vorübergehend dem Heere angehören. Ihr militärisches Verhältniß ist ihnen nicht, wie dem Offizier, ihr Eine und Alles. Auch verrichten sie den Dienst in jungen Jahren, wo dem Manne die Sorge ohnehin noch fern bleibt. Die Hoffnung auf Erwerb, auf eine gesicherte Zukunft winkt dem Soldaten im bürgerlichen Leben, nach Ableistung der kurzen Dienstzeit bei der Fahne. Der Unteroffizier rechnet darauf, durch seinen Dienst im Heere die Aussicht auf eine Lebensstellung zu gewinnen, welche ihm sonst verschlossen gewesen wäre.

Eine reichliche Versorgung wird freilich auch dem Soldatenstande von Nutzen sein. Er darf keine Noth leiden und bei einem Vergleiche seiner Lage mit der von Seinesgleichen im Volke kein ungünstiges Facit ziehen. Zufriedenheit ist ein nicht unwichtiger Bestandtheil für die innere Tüchtigkeit eines Heeres. Sie wird erzeugt durch das richtige Maß von Arbeit und Versorgung. Verwöhnte Prätorianer werden ebenso schlechte Dienste leisten, als eine von Arbeit überbürdete und hungernde Truppe. Stolz auf seinen Stand, Lust und Liebe zur Sache muß auch dem Soldaten aus der Art, wie er gehalten und behandelt wird, zufließen.

Vor Allem soll er wissen, daß er im Falle von Verwundung und Krankheit nicht der Noth verfällt, daß für die Seinen, deren Ernährer er gewesen ist, gesorgt wird, wenn der Tod ihn im Dienste ereilt. Daraus entspringt das Gefühl von Sicherheit, aus dem Muth und Frische hervorgehen.

Unteroffiziere und Soldaten wechseln im Volksheere in kurzer Frist. Das Offizierscorps allein bildet den dauernden Bestandtheil. Es pflanzt die Tradition fort. Durch seine Hand geht alljährlich eine neue Altersklasse von Wehrpflichtigen. Das ganze Volk in Waffen unterliegt seiner Einwirkung. Was große Geister, große Zeiten im Heere gefördert haben, kann nur durch die Offiziere auf die nachwachsenden Geschlechter übertragen werden. Wie die Offiziere sind, wird die Armee sein. Mehr als zur Zeit, da es gesprochen ward, ist Rüchel's Wort heute wahr: „Der Geist, der das Offiziercorps beseelt, ist der Geist des Heeres". (Berl. Tagbl.)

Aufklärung.

Marie: „Liebe Mina, eben waren Deine beiden Brüder bei mir und erklärten, daß sie unmöglich Beide morgen auf den Ball kommen könnten, — der Eine oder der Andere müsse auf das Vergnügen verzichten, mit mir zu tanzen. Kannst Du mir in dieser Sache keine Aufklärung verschaffen?" — Mina: „O ja! das ist ganz einfach. Beide zusammen haben eben nur einen Frack!"

Der Substitut.

Mr. Whiffles — der ehrenwerthe Vater unseres Helden, Mr. Adolphus Whiffles — war ein reicher Berkshire Farmer, der, bevor er sich vom Geschäfte zurückzog und dasselbe seinem Sohne überließ, meinte, das ein Besuch in der Metropole den Geist dieses liebenswürdigen Jünglings schärfen würde, was diesem jungen Herrn sehr nöthig war.

Der Sohn sprang bei dieser Absicht vor Freude in die Lüfte, besonders als er hörte, daß er sich allein auf die Reise machen sollte.

Mit dem väterlichen Segen und reichgefüllter Börse langte Mr. Whiffles, jr., in London an und installirte sich dort in einer billigen Wohnung in der Savoystraße.

Natürlich nahmen die Theater Mr. Whiffles' Aufmerksamkeit ganz besonders in Anspruch und die Nähe der verschiedenen Theater und Concerthäuser gewährte ihm große Befriedigung. Der Anblick der „Berufsmäßigen" in ihrem Alltagscostüm flößte ihm großes Interesse ein, und seine Freude überschritt alle Grenzen, als er die Bekanntschaft eines hervorragenden-Orchester-Mitgliedes vom Royal Dash-Theater machte. In der ersten Viertelstunde ihrer Bekanntschaft gelobte er demselben ewige Freundschaft und von Zeit zu Zeit bekräftigte er ihr Bündniß damit, daß er seinen neuen Bekannten zu einem ausgewählt feinen Diner lud.

Unsere Erzählung beginnt, als Mr. Whiffles und sein Gefährte — Namens Mr. O'Leary — seit sechs Wochen fast unzertrennliche Freunde waren.

Mit Betrübniß hatte Mr. Whiffles seit Kurzem den Ausdruck tiefer Melancholie auf Mr. O'Leary's ausdrucksvollen Zügen wahrgenommen, und er war fest entschlossen, den Grund dieser Schwermuth zu erforschen.

„Sind Sie krank?" fragte unser Held eines Abends, nachdem sie im Hotel fein soupirt hatten und zur besseren Verdauung ein paar heiße Whiskeys schlürften.

Mr. O'Leary seufzte, schüttelte traurig den Kopf und leerte sein Glas als Antwort.

„Das Abendessen ist Ihnen wohl nicht bekommen, Sie haben vielleicht zu viel gegessen," fährt Mr. Whiffles theilnehmend fort.

„O, nicht das Abendessen ist es, das mich plagt," bemerkt sein Gefährte, „sondern der Substitut."

Mr. Whiffles verstand diese mysteriöse Antwort nicht. Er dachte lange und ernst darüber nach, schließlich aber gab er das Bemühen, den Sinn von seines Freundes Worten zu begreifen, auf und bat um eine Erklärung.

Mr. O'Leary that ein paar tiefe Züge aus seiner Cigarre und klärte dann Mr. Whiffles über seine geheimnißvollen Worte auf.

Aus Mr. O'Leary's Erzählung erfuhr Mr. Whiffles, daß es im Royal Dash-Theater Sitte war, daß einzelne Orchester-Mitglieder sich bei stattfindenden Conzerten hin und wieder von ihrem Posten absentiren durften unter der Bedingung, daß sie einen tüchtigen Substituten stellten, der die Stelle des Abwesenden genügend vertreten konnte.

Für gewöhnlich mangelte es nicht an derartigen Substituten, aber Mr. O'Leary gestand, daß er trotz allem Bemühen und Suchen unbegreiflicherweise keinen finden konnte, der willig oder fähig gewesen wäre, ihn am folgenden Abend im Theater zu vertreten, während er einem profitablen Engagement folgte, das er für ein elegantes Westend-Conzert angenommen hatte.

Ohne sich auch nur einen Moment zu bedenken, warf Mr. Whiffles sich in's Mittel und bot seine Dienste an.

„Thorheit!" erwiderte O'Leary barsch, „was verstehen Sie von Musik?"

Darauf wußte Wr. Whiffles freilich Nichts zu antworten. Was er nicht verstand, das hätte er wohl sagen können; davor aber hütete er sich wohlweislich.

Es entstand eine peinliche Stille. Mr. O'Leary rauchte schweigend einige Zeit weiter, während er hin und wieder einen forschenden Blick auf das besorgte Gesicht von Mr. Whiffles warf, wie wenn er irgend einen großen Plan in seinem Tiefinnersten erwägte, aber noch gar keinen Rath wußte, wie er denselben ausführen könne.

Plötzlich rief er:

„Ich hab's! Ich danke Ihnen, mein lieber Whiffles. Ich nehme Ihr großmüthiges Anerbieten an. Ja, Sie sollen mein Substitut sein."

Zu sagen, Mr. Whiffles wäre entzückt darüber gewesen, wäre nur ein schwacher Ausdruck seiner Gemüthsstimmung. Er ergriff Mr. O'Leary's Hand und drückte sie innig. Ja, er sah seine stolzesten Hoffnungen in Erfüllung gehen. Er würde Zutritt hinter den Coulissen eines Theaters haben. Es giebt nicht Worte, um seine Empfindungen nur einigermaßen auszudrücken, als er seinem Freunde ein williges Ohr lieh, welcher fortfuhr, ihm die nöthigen Instruktionen zu geben.

Erstens erklärte Mr. O'Leary, daß das Orchester des Royal Dash Theaters zwei Posaunenbläser habe, von denen er selbst der eine sei, und zur genauen Richtschnur machte er Mr. Whiffles darauf aufmerksam, daß, wenn der Vorhang aufgeht, die zwei Posaunen den Helden des Stückes ankündigten.

Immerhin machte seine (Mr. O'Leary's) Erfahrung ihn glauben, daß bei einer zahlreichen Zuhörerschaft eine Posaune vermuthlich eben soviel Lärm machen würde, wie Zwei, und daß Mr. Whiffles Nichts weiter zu thun hätte, als, nachdem er sich als Mr. O'Leary's Substitut gemeldet, ruhig seinen Platz im Orchester einzunehmen, und sobald der Vorhang aufgehe, genau darauf zu achten was der andere Posaunenbläser thue, und eine jede von dessen Bewegungen nachzuahmen: so, daß zwar nur aus einer Posaune all' der Lärm käme, während in Wahrheit doch zwei Posaunen geblasen würden. Schließlich legte er Mr. Whiffles noch ans Herz, ja vorsichtig zu sein, da mit dem Dirigenten nicht zu spaßen wäre.

Bald darauf brachen die zwei Freunde auf und schlugen ihre verschiedenen Heimwege ein, während Mr. Whiffles schon halb bereute, sich so schnell in ein so gefährliches Unternehmen eingelassen zu haben.

Schon hüllten die dunklen Schatten des Zwielichts die Straßen Londons wie in ein Grabtuch, als man Mr. Whiffles mit seines Freundes Posaune in der Hand, ängstlichen Schrittes durch den Bezirk von Drury Lane gehen und nach dem Eingang zur Bühne des Royal Dash-Theater suchen sehen konnte. Vor der Eingangsthür standen mehrere Herren und rauchten ihre Cigarre, hin und wieder ging ein Herr oder eine Dame eilends hinein, offenbar besorgt, das sie schon zu spät kommen könnten, aber ein Blick nach der Uhr im Corridore schien sie sogleich zu beruhigen und langsam schritten sie den betreffenden Garderoben zu.

Mr. Whiffles zog seine Uhr zu Rathe und blieb noch einige Augenblicke vor der Thür stehen, bis ein halbwüchsiger Bursche ihn am Arme faßte und sagte:

„Sie thäten gut, sich zu beeilen, es wird gleich läuten."

Da erst gewahrte Mr. Whiffles, daß er fast allein war.

Mechanisch folgte er dem jungen Menschen einen dunklen Gang entlang, dann stolperte er ein paar Stufen hinab und befand sich auf der Bühne.

Er hatte kaum Zeit, einen flüchtigen Blick auf die ihm neue, um nicht zu sagen, trübselige Umgebung zu werfen, als ein älteres Individuum mit weißem Bart und offenbar stark mit Schnupftabak gesprenkeltem Vorhemd dem jungen Burschen einen Wink gab.

„Tom", sprach er, „laufe in das Musikzimmer und laß Dir von Mr. Lovejoy meine Copie von der heutigen Aufführung geben."

Sehr richtig vermuthend, daß sich in dem Musikzimmer die Musiker versammelten, ehe sie im Orchester ihre Plätze einnehmen, folgte Mr. Whiffles dem Burschen mit Gefahr, sich Hals und Beine zu brechen, ein Dutzend sehr gebrechlicher Stufen hinab in einen duftig ausgestatteten Raum, der dicht unter der Bühne lag, in welchem mehrere Herren gemächtlich ihre Instrumente stimmten.

Als Mr. Whiffles Mr. Lovejoy als Dirigenten anreden hörte, stellte er sich diesen ängstlich als Mr. O'Leary's Substitut vor.

„Schön", versetzte Mr. Lovejoy, „er hat Sie doch auch mit Allem bekannt gemacht?"

Mr. Whiffles verneigte sich zustimmend und warf nach allen Seiten hin einen forschenden Blick nach dem andern Posaunenbläser. Entsetzlich! Er war nicht da! Der Mann, auf den er sich ganz verließ, war nicht zugegen. Was war da zu thun? Sich zurückziehen, davon konnte nicht die Rede sein; da, während ihm der Gedanke an die Flucht kam, erscholl eine kleine Glocke, und die Musiker nahmen ihre Plätze im Orchester ein. Mr. Whiffles, noch mit der verhängnißvollen Posaune in der Hand, folgte voll Verzweiflung und befand sich bald Angesichts des Publikums. Die Neuheit verwirrte ihn so, daß er sich einen Moment auf Mr. Lovejoy's Platz setzte und von den Zuhörern, die ihn für den beliebten Dirigenten hielten, mit lautem Beifall begrüßt wurde. Dieser Irrthum wurde bald durch das Erscheinen des wirklichen Dirigenten aufgeklärt, der etwas für unseren Helden keineswegs Schmeichelhaftes in den Bart murmelte und diesen ärgerlich auf den gewöhnlich von Mr. O'Leary eingenommenen Platz wies.

Als das Publikum seinen Irrthum gewahrte, machte es seiner Meinung über Mr. Whiffles in sehr unzweideutigen Worten Luft.

Nachdem der Arme sich bemüht hatte, auf seinem Pulte unter den Noten etwas Ordnung zu schaffen, hatte er Muth genug wieder gewonnen, um sich umzublicken.

Das Theater war vom Parterre bis zur obersten Gallerie mit einer dichten Menschenmenge angefüllt — ein Jeder war voll athemloser Spannung.

Es klingelte ein zweites Mal. Mr. Lovejoy klopfte auf sein Pult — erhob den Taktstock,—blickte nach rechts, blickte nach links—hielt inne. Er flüsterte der ersten Violine etwas zu, dann verließ er seinen Platz und das Orchester. Mr. Whiffles fragte seinen Nachbar, was das zu bedeuten habe, und erhielt zur Antwort, daß Puffler, der andere Posaunenbläser, noch fehle.

„Geht es denn nicht ohne ihn?" fragte Mr. Whiffles — in seinem Tiefinnersten sehnlichst hoffend, daß dies unmöglich sei.

„Natürlich nicht", lautete die Antwort.

„Würde denn die Trommel nicht genügen?" fragte Mr. Whiffles.

Sein Nachbar sah ihn überrascht an, lächelte und versetzte:

„Wie wäre das möglich? Wissen Sie denn nicht, daß Sie und er in dem Moment, wo der Vorhang aufgeht, beginnen? Da erscheint der alte, schwerfällige Russett auf der Bühne, geht langsam oben auf den Bergen auf und ab und tritt erst dann vor, währenddessen muß er zu Ihrer Musik Alles mit Gesten und Pantomimen ausdrücken."

Bei diesen Worten verschwand Mr. Whiffles alle Hoffnung und im Stillen bedachte er die Gefahren, denen er sich aussetzte, wenn er in eine der Logen, von da in's Parterre sprang und sich dann seinen Weg aus dem Theater erkämpfte, als der Dirigent zurückkehrte—mit finsterer, gerunzelter Stirn, gefolgt von einem kleinen, dicken, blassen Mann, der eine Posaune unter dem linken Arm trug.

O Wonne! Mr. Whiffles fühlte sich wieder Mann! Das war also Puffler! Mr. Whiffles erinnerte sich plötzlich der empfangenen Instruktionen und beobachtete aufmerksam den Neuangekommenen, der ihn, wie es schien, mit höchster Verachtung ansah.

Mr. Whiffles drehte zufällig seine Posaune um, — Mr. Puffler that desgleichen. Mr. Whiffles griff nach seiner Taschenuhr—Mr. Puffler folgte seinem Beispiele. Alles dies schien sehr mysteriös, und Mr. Whiffles war in Staunen und Verwunderung versunken, als die Ouvertüre begann. Glücklicherweise kamen die Posaunen erst mit Beginn des Dramas in Thätigkeit.

Die Ouvertüre war zu Ende.

„Jetzt aufgepaßt," bemerkte Mr. Whiffles' Nachbar, „Sie kommen jetzt d'ran."

Mechanisch führte Mr. Whiffles das Instrument an die Lippen, während er genau Acht hatte, was Mr. Puffler thun würde — der seinerseits Mr. Whiffles ganz bedenklich anstarrte.

Mr. Lovejoy blickte sich um, und als er sah, daß die Posaunen völlig bereit waren, erwartete er das Aufrollen des Vorhangs.

Es war ein qualvoller Moment. Die tiefe Stille war geradezu beängstigend. Man hätte eine Stecknadel fallen hören können. Wieder ertönte die kleine Glocke, Mr. Lovejoy klopfte auf sein Pult und langsam ging der Vorhang auf — in feierlicher Stille!

Mr. Lovejoy fing an den Takt zu schlagen und hatte schon mehrere Streiche mit dem Taktstocke gethan, ehe er sich der tiefen Stille bewußt war.

Als er sich umschaute, um zu sehen, was dieser außergewöhnliche Umstand zu bedeuten habe, kann man sich seine Verwunderung und Bestürzung vorstellen, als er die beiden Posaunenbläser in eifrigster Thätigkeit erblickte, indem dieselben ihre Backen aufbliesen, soweit dies überhaupt möglich war, ihre Instrumente tüchtig bearbeiteten und — keinen Ton hervorbrachten!

Und das Unerklärliche dabei war, daß sie die Augen keine Sekunde von einander abwendeten.

„Das ist sehr wunderbar," dachte Mr. Whiffles, „wann der Mensch nur endlich anfangen wird."

Die kleine Klingel ertönte wieder und wieder.

Mr. Russett, der Schauspieler trat mit ziemlicher Würde auf, verschwand aber wieder ohne die geringste Würde, unter dem Eindruck, daß er etwas zu früh gekommen. Der Direktor, ein heftiger leidenschaftlicher Herr, der selbst eine der Hauptrollen im Stücke spielte, stürzte aus seinem Zimmer die gebrechliche Treppe hinab, erschien in der Thür, die zum Orchester führte, und fragte in wenig gewählten Ausdrücken, was zum Teufel denn Mr. Lovejoy sich denke, warum die verwünschte Spielerei noch nicht vorwärts gehe?

Mr. Lovejoy war zu bestürzt, um antworten zu können; er vermochte nur in sprachlosem Staunen auf die beiden Posaunenbläser zu deuten.

Da saßen die Zwei — heftig pustend und blasend—ohne Erfolg.

Der Theaterdirektor gestikulirte heftig. Das Publikum, das sich nicht erklären konnte, was vor seinen Augen vor sich ging, zischte laut und schließlich fiel der Vorhang.

Da endlich gab Mr. Lovejoy seinen Gefühlen freien Lauf.

Er sprang von seinem Stuhle auf und lief auf Mr. Whiffles zu, der, nach der ungewohnten Anstrengung heftig pustend, sich den Schweiß vom Gesicht wischte, und dachte, was in aller Welt nun wohl werden würde.

Sobald er jedoch den zornigen Dirigenten auf sich zukommen sah, stürzte er mit dem instinktiven Gefühle, daß irgend etwas Unangenehmes bevorstehe, durch die kleine Thür und suchte Schutz unter der Bühne; heftig verfolgt von Mr. Lovejoy, der zufällig dem anderen Posaunenbläser in den Weg lief, welcher sich heimlich davonschleichen wollte; und da dieser ein sehr cholerisches Herrlein war, kam er mit Mr. Lovejoy in ein heftiges Handgemenge. Plötzlich packte jener auch den erstaunten Whiffles—vermuthlich um diesen dem Dirigenten zur Bestrafung zuzuführen und sich inzwischen aus dem Staube zu machen—aber dieser Plan mißlang. Der Angreifer glitt aus, Mr. Whiffles fiel über ihn — und plötzlich waren die beiden Posaunenbläser verschwunden.

Sie waren in eine unbenutzte Versenkung gefallen. Glücklicherweise hatten sie kein Glied gebrochen und wurden unversehrt wieder hervorgeholt. Kurz nachdem sie eine ziemlich aufgeregte Unterredung mit dem Direktor gehabt hatten, wurde ihnen gestattet, sich zu entfernen.

Am folgenden Morgen wurde O'Leary pflichtschuldigst mit dem Urtheil bekannt gemacht. Er verlor seine Stellung.

Dasselbe Schicksal erfuhr der unglückliche Puffler, der, wie sich bei genauer Erkundigung herausstellte, wirklich an einer heftigen Erkältung litt, die ihn an das Bett fesselte; und da er natürlicherweise seines Salairs nicht verlustig werden wollte, stellte er einen Substituten, der, wie Mr. Whiffles, ebenfalls nicht blasen konnte und dem er in der That dieselben Instruktionen gegeben, wie sie unser Held von Mr. O'Leary erhalten hatte.

Mr. Whiffles kehrte als ernsterer und klügerer Mann in das Haus seiner Vorfahren zurück.

Er ist seit jener Zeit nie wieder in einem Theater gewesen, und nur mit Schaudern denkt er an das schreckliche Abenteuer der beiden Posaunenbläser.

Der moderne Reiseverkehr.

Von Paul Dehn.

Was gemeinhin Verkehr genannt wird, unsichtbar wie die Luft und ungreifbar wie das Wasser, ist gleich Luft und Wasser unentbehrlich für das Dasein der Menschheit. Verkehr ist Bewegung und Leben und ohne Verkehr kein Fortschritt! Erst der entwickeltere Güterverkehr gab dem Menschen mit seiner gesicherten wirthschaftlichen Grundlage die Möglichkeit, sich höheren Aufgaben zuzuwenden. Auf dem Nachrichtenverkehr beruht das Gedächtniß der Menschheit, d. i. das traditionelle Anknüpfen an die Errungenschaften vorangegangener Geschlechter und hiermit die Culturentwicklung auf der Erde überhaupt, auf welche die vorgeschrittenen Völker in Peru und Mexiko, wie sie bei der Entdeckung Amerika's angetroffen wurden, nicht die geringste Einwirkung geübt haben, weil sie außer jedem Nachrichtenverkehr mit der übrigen Welt standen. Schafft der Güterverkehr durch den Handel neue Werthe und unermeßlichen Nutzen, indem er die Waaren dorthin führt, wo sie den höchsten Preis, also auch wohl die beste Verwendung finden, verwandelt der Nachrichtenverkehr die weite Welt in einen großen Sprechsaal, wo Jedermann sich über Alles, was da vorgeht, unterrichten kann, ohne auch nur einen Schritt von der Scholle zu weichen, so hat der Personenverkehr die Aufgabe, die Menschen von Körper zu Körper vollends zusammen und in alle Lande zu führen.

Welche großen und erstaunlichen Fortschritte das neunzehnte Jahrhundert auf dem Gebiete des gesammten Verkehrswesens gemacht hat, steht in aller Erinnerung und Anschauung. Es gelang der modernen Technik, die ehedem unüberwindlich scheinenden Verkehrshindernisse, die räumlichen durch Kraftentfaltung, die zeitlichen durch Betriebsorganisation, die materiellen durch Massenbeförderung in hohem Grade zu beseitigen, vor Allem im Personenverkehr, welcher Jahrtausende hindurch nur kümmerlich, nur als ein nothwendiges Uebel unterhalten wurde, bis die Erfindung der Dampfkraft ihm ungeahnten Aufschwung brachte. Wagen und Schiffe kannten schon die alten Aegypter und Wagen und Schiffe waren und blieben bis zu Beginn dieses Jahrhunderts die einzigen Personenverkehrsmittel, ungenügend, zeitraubend und kostspielig. Wer mochte da gern auf Reisen gehen? Nur die Nothwendigkeit konnte dazu drängen. „Himmlischer Vater," so lautet ein Gebet aus einem Reisebuche des vorigen Jahrhunderts, „du weißt, daß ich diese meine Reise nicht aus Leichtfertigkeit, Fürwitz oder Geiz, sondern aus dringender Noth und Erforderung meines Berufs auf mich genommen; darum bitte ich dich, bewahre mich auf den Straßen für Räubern, böser Gesellschaft, Vergiftung und dergleichen Gefährten. Item für ungeschlachtenen Wettern, gefährlichen Ungewittern und für Verirrung und gar dunklen Nächten. Hieneben beschirme mich auch in allen Herbergen und Wirthshäusern für Dieben und schalkhaftigen Wirthen, bösen Geruch und allen auffallenden Seuchen, auf daß ich meinen angesetzten Ort mit Glück und Leibesgesundheit erreichen möge." Blinden Auges durchreiste man ehedem zu Wagen die Welt. Wie einst der alles beobachtende Cäsar, so fand noch im vorigen Jahrhundert der große Kunsthistoriker Winckelmann die Alpen abscheulich und ihre Wege und Stege widerlich. Albrecht Dürer hat über seine sommerliche Rheinreise vom Jahr 1520 ein genaues Tagebuch geführt, doch von den landschaftlichen Schönheiten derselben kein Wort gesagt. Selbst ein Mann wie Georg Forster zeigte sich vom Rheinstrom unbefriedigt, bemängelte die Nacktheit des verengten Rheinufers unterhalb Bingens, erklärte die Berge zu beiden Seiten des Stromes für einförmig und fand die Lage der Rheinstädtchen zwischen den senkrechten Wänden des Schiefergebirges und dem Bette des furchtbaren Flusses für melancholisch, ja schauderhaft.

Zwischen dieser und der modernen Anschauung vom Reisen und Wandern liegt eine zu große Kluft, als daß sie auch durch die weiteste Verbesserung der Personenverkehrsmittel hätte ausgefüllt werden können. Diese Kluft überbrückte rechtzeitig das auf dem Gebiete der geistigen Arbeit so große achtzehnte Jahrhundert. In dem seltsam-genialen Schweizer Uhrmachersohn erzeugte es den Mann, welcher der Menschheit die Augen öffnete und indem er auf seine Zeit, auf ihre Epigonen und bis zur Stunde auf jeden Einzelnen einwirkt, auf's Neue bewies, daß, was es auch immer Gewaltiges gibt auf der Erde, doch nichts gewaltiger ist als der Gedanke. Wenn wir inniger und sinniger die Natur aufzufassen vermögen als frühere Zeiten, so haben wir dies Jean Jacques Rousseau zu danken. Auf allen Gebieten des menschlichen Lebens und Strebens begann er einen Kampf gegen Unnatur und Künstelei. „Alles ist gut," sprach Rousseau, „so wie es aus den Händen des Schöpfers der Dinge hervorgeht; Alles entartet unter den Händen des Menschen." Und indem er diesen Wahrspruch seinen Reformgedanken für Staat, Erziehung, Geselligkeit ꝛc. zu Grunde legte, begeisterte er seine Zeitgenossen zunächst für Einfachheit und Natürlichkeit in Lebensweise und Kleidung, befreite er ihre Köpfe von den drückenden Perrücken und pries zuerst, wie ein deutscher Gelehrter gesagt hat, die Herrlichkeit himmelanstarrender Geister Bergzacken und tosender Wasserfälle, nebelumwobener Fichtenhöhen und duftiger Fernen, schwärmte er für Sonnenglitzern und Vogelzwitschern im thauigen Gebüsch, für Wipfel und Wolken über sich, für des Sees aufrauschende Wellen zu seinen Füßen.

Rousseau hatte ausgesprochen, was das Jahrhundert empfand. In Deutschland verlieh zuerst Goethe, der größte und innigste Poet der Natur, diesem Empfinden die herrlichsten Worte und mit Stolz konnte Alexander von Humboldt in seinem Weltwerke fragen: „Wo ist das südlichere Volk, welches uns nicht den großen Meister der Dichtung beneiden sollte, dessen Werke alle ein tiefes Gefühl der Natur durchdringt: in den Leiden des jungen Werthers wie in den Erinnerungen an Italien, in der Metamorphose der Gewächse wie in seinen vermischten Gedichten! Wer hat beredter seine Zeitgenossen angeregt, „des Weltalls heilige Räthsel zu lösen," das Bündniß zu erneuern, welches im Jugendalter der Menschheit, Philosophie, Physik und Dichtung mit einem Bande umschlang?"

Von jener innerlichen subjectiven Auffassung der Natur, wie sie Rousseau begründet, von dem Naturgefühl, wie es Humboldt genannt, hatte man in früheren Zeiten keine Ahnung. Wer möchte nicht einstimmen, wenn der Psalmist die Macht Gottes preist und zum Beleg dafür die Wunder der Schöpfung aufführt, den Himmel und das Erdreich, die Berge und die Brunnen, Sonne und Mond:

Herr, wie sind deine Werke so groß und viel.
Du hast sie alle weislich geordnet
Und die Erde ist voll deiner Güter.
. . . . . .
Das Meer, das so groß und weit ist,
Da wimmelt es oh